Im Leid.

Von Alfred Günther.

Rasche Wolken grauer Zug
Und verweintes Hoffen,
Halb ist's Wahrheit, halb ist's Trug,
Wenn es zugetroffen.

Wissen kaum von Glück und Leid,
Des uns gestern traf,
Treiben über Raum und Zeit
Wie in tiefem Schlaf.

Keine liebe kleine Hand
Schenkt mehr roten Wein.
Auch das letzte Lachen schwand.
Und wir sind allein.

Ob es töricht, ob es weise,
Keiner hält den Traum,
Bleiben von der kurzen Reise
Unsre Tränen kaum.

Das Lebenselixier.

Humoreske von Käthe Altwallstädt.

„Alter Freund!

Natürlich stehen mein Haus, sowie die ozonreiche Luft von Unterweiler Deinem Sohne zur Verfügung. Konntest ihn einfach anmelden! Brauchtest nicht erst so feierlich anzufragen. Aber daß Dein Ludwig diesmal als „Nervöser" zu uns kommt, das will mir nicht recht in den Sinn. So gewaltig hat ihn der „Dr. phil." angegriffen? Da waren wir doch andere Kerle! Wie strahlend dampftest Du z. B. nach bestandenem Examen direkt der Verlobung entgegen! Na, ich will schon wieder einen forschen Jungen aus meinem sogenannten Neffen machen. Ich selber führe ja eine Lebensweise, die in hygienischer Hinsicht einfach vorbildlich genannt werden muß. Und was meine Erna anbetrifft, so hat sie im letzten Jahre so schöne Fortschritte in der Küche gemacht, daß sie mit Hilfe unseres alten Hausfaktotums das Examensopfer sicherlich aus einem Skelett in eine Kugel verwandeln würde, wenn ich zu starken Fettansatz nicht für höchst ungesund hielte.

In alter Treue
Dein Jugendfreund und Pillendreher
Tobias Becker."

* * *

Als der praktische Arzt Dr. Helding den Brief des schnurrigen Landapothekers lächelnd gelesen hatte, reichte er das Schreiben seinem Sohne.

„Kannst also Deinen Koffer packen!" sprach er dabei zu dem neugebackenen „Doktor".

Der überflog die Zeilen, wurde rot und starrte verärgert vor sich hin: Der väterliche Freund in Unterweiler spottete, wie es schien, über seine Nervosität! Als ob ihm, Ludwig Helding, das Examen so schwer gefallen wäre! Etwas ganz anderes hatte ihn nervös gemacht — seit einem Jahre! Niemand sonst als diese gute Erna, die so schöne Fortschritte in der Küche gemacht haben sollte! Hätte sie ihm lieber einmal ein Briefchen geschrieben, wie sie es früher doch so oft getan! Aber natürlich, sie suchte ja gar keine Aussöhnung, sie war ja ganz zufrieden damit, daß der „Vetter" sie in Ruhe ließ, nachdem man vor Jahresfrist kühl und verstimmt voneinander geschieden war. Ja, weshalb fuhr er, Ludwig Helding, überhaupt wieder nach Unterweiler? War es nicht eigentlich unter seiner Würde?

Ach, was, Würde! Gewißheit mußte er haben! Sehen wollte er, wie weit die Geschichte mit dem Forstassessor Bär gediehen war! Sehen wollte er — Erna selbst, wenigstens einmal noch!

* * *

Gerade rechtzeitig zum Abendbrot traf Dr. Ludwig Helding im Hause des gastfreien Apothekers ein.

„Junge, Du hast wohl die Sprache verloren?" frug während des Essens Tobias Becker den auffallend schweigsamen sogenannten Neffen, der es nicht unterlassen konnte, Ernas hübsches Gesicht wieder und wieder mit mißtrauischem Blick auf die Spuren eines etwaigen heimlichen Brautglücks hin zu prüfen.

„Nicht wahr, Ludwig", meinte das junge Mädchen scherzend, „Du willst uns nicht gleich am ersten Abend verwöhnen — damit wir später nicht zu anspruchsvoll sind, was Konversation anbetrifft!"

Dieser leichte Ton verletzte prompt das etwas wunde Gemüt des Geneckten und brachte ihn sofort aus dem Gleichgewicht.

„Allerdings!" gab er spitzig zurück. „Ein unterhaltsamer Gesellschafter bin ich nicht. Aber in dieser Hinsicht bist Du erfreulicher Weise ja schon versorgt . . . Oder ist Forstassessor Bär etwa nicht mehr hier?"

Ernas Gabel klirrte an den Teller.

„Doch!" sprach dann das Mädchen freundlich. „Der ist noch hier! Aber was Dich wohl mehr interessieren wird: Auch Pastorlieschen ist noch da — noch unverlobt. Soll ich sie morgen zum Kaffee einladen?"

„Ihr seid wohl beide nervös?" erkundigte sich jetzt mit einiger Schärfe Ernas Vater, der seinen Ohren nicht recht traute.

Nach dieser Zwischenfrage wäre es höchstwahrscheinlich sehr still im Zimmer gewesen, wenn der Hausherr es nun nicht für angezeigt gehalten hätte, dem reizbaren Gast einen ausführlichen Vortrag darüber zu halten, auf welche Weise er am schnellsten wieder zu Vernunft und Nervenruhe gelangen könnte: Erstens sollte er von ½5 Uhr morgens an sein Bett prinzipiell als eine Hölle betrachten, der man unbedingt mit Windeseile zu entfliehen hat. Zweitens sollte er mindestens acht Stunden täglich im Gemüsegarten schuften, bis kein trockener Faden an ihm war. Und drittens sollte er ganz entschieden jeden Abend vor dem Schlafengehen einen großen Suppenteller saure Milch essen!

Die letzte Zumutung war für Ludwig die schlimmste. Denn zufällig empfand er eine unüberwindliche Abneigung gegen Milch — süße wie saure. Obwohl ihm Onkel Tobias schon früher oft zugeredet hatte, sich doch an dieses Lebenselixier, wie er die Sauermilch nannte, zu gewöhnen, hatte er sich doch noch immer erfolgreich um ihren Genuß zu drücken gewußt. Aber freilich, bisher war er auch noch nicht als „nervös" und „erholungsbedürftig" angemeldet worden. Diesmal dagegen mußte er — als einer, an dem herumgedoktert werden durfte — es wohl oder übel leiden, daß ihm der Apotheker beim Zubettgehen den wohlgefüllten Suppenteller in die Hände gab mit der tröstlichen Versicherung, daß diese wunderbare Speise noch „seine Rettung" werden würde.

* * *

Schweren Herzens trat Ludwig mit seiner sauren Milch in das ihm zugewiesene Fremdenstübchen. Neue und Rührung überfielen ihn, als er sah, wie freundlich dieses hergerichtet war. Sogar den mit altmodischen, überzähligen Möbeln ausgestatteten Nebenraum, der eigentlich Ernas kleiner „Privat-Salon" war, hatte das junge Mädchen ihm zur Verfügung gestellt. Und er? Geärgert hatte er sie gleich bei der ersten Mahlzeit! Was für ein widerwärtiger Mensch er doch war! Kein Wunder, daß Erna beim Gutenachtsagen ihn gar nicht mehr angeblickt hatte.

Verzweifelt bestieg er sein Bett, fand erst nach Stunden Schlaf — und in diesem nicht einmal Erlösung; denn der Schlummer brachte ihm einen Traum, der ihn mit Ingrimm erfüllte: Onkel Tobias zwang ihn im Beisein des Forstassessors Bär, nicht nur einen Teller saure Milch auszulöffeln, sondern auch noch das Geschirr nach Katzenart abzulecken!

Stöhnend wachte der Philologe auf.

Ja, die Milch! Bis morgen früh mußte die vom Teller verschwunden sein. Sonst gab es den ganzen Tag über Sticheleien zu hören. Er mußte sie also wegschütten. Aber wohin? Gähnend begann er zu überlegen, und nach kürzester Zeit kam ihm ein Gedanke, der tatsächlich ungemein praktisch aussah:

Dicht unter dem Fensterchen von Ernas kleinem „Privat-Salon" floß mit sanftem Rauschen die Weilach dahin. Willig würden ihre Wellen sich mit Onkel Beckers Lebenselixier vermählen, ohne daß ein Mensch es merkte! Nacht für Nacht konnte man sich auf diese Weise von der unbegehrten Delikatesse befreien.

Mit einem Ruck richtete Ludwig sich empor: Auf ans Werk, so lange noch das Dunkel der mondscheinlosen Nacht die so notwendige Handlung mütterlich deckte!

Licht brannte der Schlaumeier lieber nicht an! „So was vollzieht man besser ohne bengalische Beleuchtung!" flüsterte er vor sich hin, nahm in die linke Hand den Milchteller und tappte sich mit Hilfe der ausgestreckten Rechten in das Nebenstübchen.

Hier stießen seine Fingerkuppen bald gegen die gesuchte Scheibe. Er fühlte auch den hölzernen Rahmen, merkte, daß das Fenster angelehnt war und öffnete es nun weit und bequem. Dann ergriff er mit der rechten Hand den Teller, um mit genialem Schwung die Milch hinauszuschwappen.

Doch o weh! Schneller als es sich sagen läßt, erfuhr die kühne Geste eine schroffe Hemmung! Ein merkwürdiges Klirren und Krachen bildete zu dieser Ueberraschung die Musikbegleitung.

* * *

Entsetzt tappte Dr. Ludwig Helding sich in seinen Schlafraum zurück und entzündete sein Stearinlicht.

Unbarmherzig enthüllte ihm dieses gleich darauf seine Heldentat: Er hatte leider, leider den Teller nicht zu einem Fenster hinaus-, sondern vielmehr in ein Möbel hineingeschwungen, das in seiner unteren Hälfte eine Art Kommode, in seiner oberen dagegen einen Glasschrank darstellte, in dem Erna Nippessachen und Andenken aufbewahrte. Einigen von diesen war die nächtliche Ruhestörung gar nicht gut bekommen. Ein jetzt vollständig mit saurer Milch überzogener Amor, der auf einem Baumstumpf saß, wies z. B. eine dauernde Entstellung des Gesichtes auf. Und war da nicht auch ein Stücklein Rand abgesprungen von dem bunten glasierten Teller, auf dem zu lesen stand:

Bleib' mir 3
4 + 4!?

Das war thüringischer Dialekthumor und bedeutete natürlich:

„Bleib' mir treu für und für!"

Puterrot wurde Ludwig vor Eifersucht, als er das Kunstwerk in der Hand hielt. Wer hatte sich erlauben dürfen, Erna diesen Scherzteller zu schenken? Wahrscheinlich der Forstassessor — gelegentlich des letzten Jahrmarkts! Nun, das wollte er schon herausbekommen: Morgen würde er mit dem frühesten zufstehen und Obacht geben, wann Erna aus ihrem Zimmerchen herausschlüpfte. Dann zeigte er ihr diese ganze Bescherung hier und gab genau acht, was für ein Gesicht sie wohl machte, wenn sie merkte, daß auch der zärtliche Teller lädiert war. Mit finsterer Miene suchte er wieder sein Lager auf, das ihm jetzt wirklich fast wie eine Hölle vorkam, obwohl es noch lange nicht ½5 Uhr war.

* * *

Acht Minuten nach dem soeben genannten Zeitpunkt kam der Armesünder in die Lage, zu beichten. Lachend stand Erna vor ihrem Glasschrank.

„Erst beschau Dir nur alles, was ich ruiniert habe, eh' Du Dich so amüsierst", meinte Ludwig und nahm den Teller heraus. „Sieh mal, der ist auch angeschlagen!"

„Ach!" entfuhr es da dem jungen Mädchen in wirklich bedauerndem Tone.

„Nicht wahr, der tut Dir nun doch leid . . . gerade der?"

„Allerdings! Unsere Lina hat nämlich eine Schwester, die nächstens heiraten will — und die ihr darum alles abjagt für die künftige kleine Wirtschaft. Aber den Teller gerade möchte Lina lieber selber behalten; darum hat sie ihn mir zum Aufbewahren gegeben. Er stammt nämlich von ihrem Schatz, mußt Du wissen!"

„So? Na . . . hoffentlich . . ."

„Wie?"

„Hoffentlich habe ich nicht auch ein Souvenir zertrümmert, das einen ähnlichen Wert für Dich besitzt, Erna?"

Wie rot er wurde bei dieser Erkundigung! Mühsam unterdrückte die Gefragte ein vergnügtes Lächeln. Dann schaute sie ernst prüfend in den Glasschrank hinein, seufzte und sprach klagend:

„Doch, gerade mein allerliebstes Andenken hast Du demoliert, Du garstiger Mensch, Du! Mein Esel hat ja keine Ohren mehr, wie ich eben sehe!"

Mit aufleuchtendem Blick entdeckte Ludwig nun den zierlichen Esel aus Porzellan, den er so gut kannte. Vor drei Jahren hatte er selber ihn zu Erna geschenkt — an dem Tage, an dem sie sich zum erstenmale in unverhohlener Verliebtheit in die Augen geschaut hatten.

„Das . . . das ist Dein liebstes Andenken?"

„Mein allerli . . . ."

Weiter kam Erna nicht mit ihrer Bestätigung. Unversehens schloß ihr Ludwigs Mund die Lippen.

„Du . . Du . . Du," stammelte er, während er sie umschlungen hielt und weiterküßte, „wie . . . wie hast Du mich so ärgern können mit dem Forstassessor?"

„Ach, Du . . . Du hast ja alles mißverstanden, damals! Ich wollte Dich zum Geburtstag mit einem Spaß überraschen . . . Assessor Bär sollte mir dazu eine Kleinigkeit aus der Stadt besorgen . . Darum mußte ich ihn unbedingt ein paarmal sprechen, ohne daß Du dabei warst . . . Und das hast Du gleich so übel genommen . . . und fingst sofort an, mit Pastorlieschen zu flirten, Du böses Kerlchen, Du!"

„Aus Verzweiflung!"

„Aber ich dachte, es wäre Dir ernst . . . und dann war ich natürlich zu stolz . . ."

„Aber nun: Friede!"

„Friede!" lachte sie leise und selig.

* * *

Tobias Becker war hocherfreut, als er seinen Gast so zeitig schon mit dem Spaten bewaffnet zwischen den Gemüsebeeten umherstapfen sah.

„Nun!" rief er zu seinem Schlafstubenfenster heraus: „Wie steht's denn mit der Milch?"

„Nichts mehr auf dem Teller!" schrie Ludwig wahrheitsgemäß zurück und vollführte mit der Hand eine große Geste durch die Luft.

„Und sie scheint Dir glänzend bekommen zu sein. Du siehst ja schon ganz anders als, als gestern . . . Ja, ja, meine Sauermilch, die ist ein Lebenselixier!"

„Stimmt! Ich fühle mich wie neugeboren! Schon die erste Portion ist meine Rettung geworden!"

Mit strahlendem Gesicht brüllte es der unechte Neffe zu dem halbtauben Apotheker hinauf — dessen Töchterchen soeben in aller Stille den Glasschrank säuberte.

Die hustende Pflanze.

In verschiedenen Tropen-Gegenden gibt es eine „hustende" Pflanze. Ihre Früchte sind bohnenförmig, und ihre Blätter haben auf der Oberfläche ein fein verzweigtes Netz von Luftkammern, durch welche die Pflanze atmet. Setzen sich nun Staubkörner auf diese Luftkammern, so schwellen sie und füllen sich mit Gas, das sich dann bald in einer kleinen Explosion Luft macht, um den Staub zu entfernen. Das dabei verursachte Geräusch ähnelt genau dem Husten eines Kindes.

— Immer derselbe. Herr: „Wie, Sie lassen Ihren Sohn mit 25 Jahren schon heiraten?"

Protz: „Nu . . . wenn er gerade will! . . . Notwendig hätt' er's absolut nicht."

„Die Sterne lügen nicht —"

Eine wahre Geschichte von Dolorosus.

„Ich habe noch ein Jahr zu leben!" sagte der „Rendant" Schweppermann und zerlegte kunstgerecht ein Hühnchen, das in brauner Butter schwimmend sich als ein ebenso appetitanregendes, wie malerisch eindrucksvolles Stilleben präsentierte.

Sein Tischgenosse blickte ihn erstaunt an und bemerkte dann geistreich, wie er war: „Ach nee!"

Schweppermann nickte stumm und bewies in der Behandlung des Bratens eine Geschicklichkeit, die er in der Zeit erworben hatte, in der er sich zwar eifrig aber erfolglos auf das medizinische Staatsexamen vorbereitet hatte. Nicht immer war es ihm vergönnt, seine chirurgischen Kenntnisse mit Messer und Gabel zu betätigen; er speiste meist in einer kleinen Bierwirtschaft und hatte dort wenig Gelegenheit, seinen „carnivoristischen" Neigungen zu huldigen. Heute aber war ein Festtag für ihn: sein Vetter Adolar Bierwirt, der mit Glücksgütern und ebenso kapitaler Dummheit gesegnet war, hatte die Reichshauptstadt aufgesucht, um sich nach einer Geschäftsverbindung umzutun, die es ihm ermöglichen würde, sein Kapital zu einem höheren Zinssatze anzulegen, als ihm die heimische Sparkasse von Feldkirch zahlte. Adolar war zu seinem Gelde ohne eigenes Verdienst gekommen, er hatte es geerbt, wie andere Leute auch, und er hatte von den Zinsen schlecht und recht gelebt, ohne den Ehrgeiz nach höheren Einkünften zu haben. Jetzt aber wandelte er auf nicht zu kleinen Freiersfüßen und hatte die Tochter des Feldkirchener Lehrers als Gattin erkoren. Deren Vater aber war für den Fortschritt, und so belehrte er denn den biederen Adolar, daß vorhandene Kapitalien „arbeiten" müßten, und bemühte sich — selbst von seiner Sachkenntnis getrübt — dem Schwiegersohn das Wesen der Börsenkurse und ähnlicher erbaulicher Dinge klarzumachen. Adolar hörte die Botschaft wohl, allein ihm fehlte der Glaube, und als der Versucher nicht von ihm wich, da fuhr er kurz entschlossen nach Berlin, um bei Schweppermann, der in der Familie als hochgelehrtes Haus galt, sich Rates und Hilfe zu holen. Schweppermann nannte sich „Rendant", in Wirklichkeit war er Buchhalter in einem Kientopp von Berlin J. D. (ganz draußen). Aber in Feldkirch hielt man ihn für einen gemachten Mann, woran auch der leidige Umstand nichts geändert hatte, daß er mehrfach vergeblich versucht hatte, brieflich Adolar Bierwirt um einiges Bargeld zu erleichtern.

Der „Herr Rendant" hatte natürlich den Vetter vom Bahnhof abgeholt, ihn in ein „besseres" Restaurant geführt und sich bei ihm zu Tisch geladen. Nun ließ er sich's wohl sein und vertagte die Aussprache über die geschäftlichen Dinge bis nach der beiderseitig als notwendig empfundenen Sättigung. Nur hin und wieder fiel zwischen einem Happen Huhn und einem Schluck Bier ein Wort wie der Schweppermannsche Ausspruch „ich habe noch ein Jahr zu leben".

Adolar Bierwirt aber schwieg nach seiner geistvollen Zwischenbemerkung und staunte über des Vetters gesegneten Appetit. Als dann die Zigarren in Brand gesetzt waren, da lehnte sich der „Herr Rendant" behaglich in seinen Stuhl zurück und musterte prüfend den biederen Adolar, der unruhig hin und her rutschte.

„Tja" — nahm Schweppermann das Gespräch wieder auf — „noch ein Jahr, dann hat's gebummst!"

Adolar schüttelte den Kopf. „Und dabei schmeckt Dir das Essen noch?"

Der „Herr Rendant" zuckte die Achseln. „Für mich hat der Tod nichts Schreckliches!"

„Aber, woher weißt Du denn, daß Du bloß noch ein Jahr zu leben hast?"

Der andere legte die Stirn in tiefe Falten. „Das Schicksal will es so! — Ja, ja, mein Lieber. Es ist nicht jedermanns Sache, den Vorhang der Zukunft zu lüften und dem Ungekannten ins Auge zu blicken. Ich hab's getan —"

„Ach nee!" Adolar staunte.

„Ich hab's sogar schriftlich!" fuhr Schweppermann fort und holte aus der Tasche seines Jacketts ein Konvolut von Briefschaften, Zahlungsbefehlen, Steuermahnzetteln, unbezahlten Rechnungen und ähnlichen Dokumenten. Er blätterte in den Papieren, einmal von vorn nach hinten, einmal von hinten nach vorn, und griff schließlich ein starkes Blatt heraus, das er umständlich entfaltete und Adolar herüberreichte.

„Institut für Astrologie" stand auf der linken Seite in wirkungsvoller Zierschrift. Darunter: „Leiter: Professor Duclerc." Im Text war vom Wendekreis des Krebses, von Amethysten und von einem Adolar gänzlich unbekannten Planeten die Rede. Dann fanden sich einige recht schwierige Rechenexempel, in denen sich in merkwürdigen Zusammensetzungen die Zahlen des Geburtsdatums Schweppermanns nach Tag, Monat und Jahr fanden und schließlich eine Tabelle der Glücks- und Unglücksjahre, die dem „Herrn Rendanten" vom Schicksal beschieden sein sollten.

Adolar war einigermaßen fassungslos über diesen papiernen Blick hinter den Vorhang der Zukunft und konnte sich eines leisen Schauers nicht erwehren, als ihm der Vetter im Brustton der Ueberzeugung klar machte, wie alles Prophezeite in den bislang vergangenen Jahren eingetroffen sei; selbst der für das Jahr 1912 verheißene Glücksfall sei eingetreten, denn er, Schweppermann, habe in der Roten-Kreuzlotterie einen Treffer von 500 Mark gemacht. Sintemalen also das Horoskop bis zu diesem Augenblick auch in den kleinsten Kleinigkeiten die Ereignisse richtig vor ausgesagt habe, müsse er mit Sicherheit darauf vorbereitet sein, im Jahre 1913 das Zeitliche zu segnen.

Adolar staunte weiter! Er hatte ja keine Ahnung, daß der listenreiche Vetter wegen Mangels an den notwendigen Barmitteln niemals in der Roten Kreuzlotterie gespielt, also auch niemals 500 Mark gewonnen hatte. Er staunte, und bewunderte, einfältiglich wie er war, das Röntgen-Auge des Sehers, der dem Schicksal sogar ins Portemonnaie blicken konnte und just sogar für das Jahr 1912. Der Herr Rendant aber schaute höchst unbekümmert darein und tippte einen Hobro hinter die Binde, um die etwas trägen Lebensgeister aufzufrischen.

„Ja, mein Lieber!" begann er dann, sich den Schnauzbart streichend. „Noch zwölf Monate winkt mir des Lebens goldener Baum — dann werden wir uns mit Anstand aus diesem irdischen Jammertal zurückziehen — aus!"

Der Vetter fand angesichts dieser Kaltblütigkeit nach geraumer Zeit die Worte: „Aber ist es denn auch wirklich wahr?"

Schweppermann schüttelte unwillig den Kopf. „Du zweifelst nach den Beweisen, die ich Dir erbracht habe?"

„Nein, nein, ich zweifle ja gar nicht — aber es muß Dir doch schrecklich sein —"

„Pah!" machte Schweppermann und knipste überlegen mit Daumen und Mittelfinger. Plötzlich wurde er ernst, starrte finsteren Blickes auf das Tischtuch und seufzte aus Herzensgrunde.

Adolar rückte bekümmert näher und legte seine Hand vertraulich auf des Vetters Arm: „Jetzt ist Dir doch bange?" flüsterte er.

„Blech — ich überlege bloß, ob mein Tod niemanden nutzen kann!"

„Na nu?"

Der Herr Rendant winkte nervös ab. „Jawohl, mein Lieber, das verstehst Du eben nicht — ich habe da einen Gedanken, aber ich muß die Sache noch nachdenken — der ist nicht so einfach! — — Aber vielleicht kann ich bei der Gelegenheit etwas für Dich tun!" fügte er nachdenklich hinzu.

Der Vetter horchte auf und — erblinzelte mit seinen Aeuglein den dem Tode geweihten Rendanten an. „Für mich — ja wie denn?" stotterte er schließlich etwas betreten.

„Na, verdient hast Du es nicht, mein Lieber. Denn als es mir vor Jahren mal vorübergehend schlecht ging, da hast Du mich eklig in der Tinte stecken lassen — von wegen der paar Pfennige, die Du mir borgen solltest. Aber ich bin nicht kleinlich und will nicht Böses mit Bösem vergelten. Daran, daß ich sterben muß, ist nichts zu ändern, und Dich will ich so gewissermaßen zum Erben einsetzen —".

Der Vetter wurde blaß. „Hast Du denn was — ?"

Schweppermann schnitt ihm lächelnd das Wort ab:

„Ich werde haben, mein Lieber. Mein Tod soll für Dich ein glänzendes Geschäft werden." Dann markierte er angestrengtes Nachdenken und meinte schließlich: „Ja, so geht's!"

Er setzte sich in Positur und begann, Adolar Bierwirt scharf in die Augen sehend:

„Glaubst Du an das Horoskop?"

Der Vetter stotterte etwas Unverständliches.

„Ja oder nein!"

„Jawohl — ja — allerdings! Nach allem, was Du mir mitgeteilt hast — ja!" entgegnete Adolar aufs höchste gespannt.

„Also — ich habe, wie gesagt, noch ein Jahr zu leben. Ich werde eine Lebensversicherung zu Deinen Gunsten abschließen — vielleicht über 20,000 Mark — das Geld wird Dir dann nach meinem Tode in Baribus ausgezahlt."

Adolar sperrte seinen ohnehin nicht allzu klein geratenen Mund noch weiter auf und staunte. Er kam aus dem Staunen überhaupt nicht mehr heraus.

„Verstanden?" fragte Schweppermann trocken.

Der Vetter lächelte verlegen. „Aber ja — ich bin Dir furchtbar dankbar — aber"

„Höre weiter zu!" unterbrach ihn der Rendant. „Du hast — ich bin jetzt 35 Jahre alt — an Prämie für ein Jahr zu zahlen so gegen 1400 Mark —"

„Ich?" fragte Adolar und sah noch weniger geistreich aus als sonst.

„Natürlich — Du! Glaubst Du vielleicht, daß ich bei diesem glänzenden Geschäft auch noch die Unkosten tragen werde? — Nee, mein Lieber! Du zahlst die Prämie von 1400 Mark — es kommt ja nur noch ein Jahr in Frage — und Du wirst mir, damit ich nicht ganz leer ausgehe, auch eine Kleinigkeit geben, damit ich mir das letzte Jahr, das mir noch beschieden ist, einigermaßen vergnügt gestalten kann. Also rechne mal: Du zahlst für die Prämie 1400 Mark, mir gibst Du aus Dankbarkeit 3000 Mark — aber bar auf den Tisch des Hauses — macht in Summa 4400 Mark; im nächsten Jahr bekommst Du von der Versicherungsgesellschaft 20,000 Mark, d. h. Du hast, ohne den Finger zu rühren, 15,000 Mark verdient. Na?"

„Aber — aber wenn Du — nicht stirbst?"

Schweppermann warf dem Vetter einen vernichtenden Blick zu: „Die Sterne lügen nicht — merke Dir das, Adolar. Und dann, Dir wird die Polize eingehändigt — Du kannst keine Gefahr laufen —"

„Aber ich möchte doch erst —" warf Adolar schüchtern ein.

„Du hast nichts doch erst und so — entweder ich mache mit Dir das Geschäft oder wenn Du keinen Mumm hast, mit jemand anderem. In Berlin gibt es genug — gerissene Geschäftsleute. Also ja oder nein? Denke 15,600 Mark Reingewinn! Nie wieder wird's Dir so gut geboten. Also gemacht?" Er streckte den Vetter die Hand hin, in die dieser zögernd und widerstrebend einschlug. Dann begaben sich beide zum Generalagenten Majunke, der Schweppermann an der entfallenden Provision beteiligen mußte, um sich den lohnenden Antrag nicht entgehen zu lassen.

Solches geschah am 23. Mai 1912.

Am 23. Mai 1913 aber wurde bei Rendant Schweppermann, der sich mit Hilfe der 3000 Mark als Kientoppbesitzer selbständig gemacht und nicht unvermögend verheiratet hatte, der erste Junge getauft. Adolar Bierwirt in Feldkirch aber wartete vergeblich auf die Todesanzeige des Vetters und wurde schließlich im Prozeßwege zur weiteren Prämienzahlung angehalten. Diesesmal hatten die Sterne doch gelogen.

Fahr wohl!

In Neustadt a. H. hat sich im dortigen Bahnhofsrestaurant ein spaßhaftes Vorkommnis zugetragen. Es saßen da, so wird erzählt, etwa 150 Herren im schwarzen Anzug, Bahnbeamte verschiedener Stationen in Begleitung eines Gesangvereins aus Mundenheim. Die Herren hatten dem Bahnverwalter, der in Mundenheim stationiert war und in seinem Heimatsort Königsbach beerdigt wurde, das letzte Geleit gegeben. Sie warteten nun auf den Abgang des Zuges. Warten aber macht Langeweile. Und deshalb entschloß man sich — wozu ist man auch ein Gesangverein? — ein Lied anzustimmen. Es war das bekannte „Ach, daß wir scheiden müssen!" So ernst nun auch der Tag war und so schön das Lied, es geschah etwas, das die ganze Gesellschaft heiter stimmte. Als nämlich die Sänger den Refrain sangen: „Fahr wohl, fahr wohl, mein teures Lieb!" trat der Oberportier ein, um zum Einsteigen abzurufen. Und da bekam man folgendes zu hören: „Fahr wohl!" — „Nach Lambrecht, Hochspieler, Kaiserslautern" — „fahr wohl!" — „nach Landstuhl, Homburg, Kusel" — „mein teures Lieb!" — „nach Enkenbach, Langmeil, Münster am Stein!" Begreiflicherweise kamen durch diese Zwischenrufe die Herren, so geschulte Sänger sie auch sein mochten, vor Lachen aus dem Konzept. Nachdem man sich tüchtig ausgelacht hatte, begann man nach einer Weile das Lied von neuem. Doch just in dem Moment, als man wieder an den Refrain kam: „Fahr wohl!" trat der Oberportier wieder ein, und weithin tönte sein Ruf: „Nach Haßloch, Schifferstadt, Ludwigshafen" — „fahr wohl!" — „nach Mannheim, Frankfurt" — „mein teures Lieb!" — „nach Speier, Germersheim, Karlsruhe!" Abermals stürmisches Gelächter. Wieder mußte man abbrechen, diesmal aber auch darum, weil's jetzt Zeit zum Einsteigen war.

Vogel und Telegraphendraht.

Die Frage: Tötet elektrischer Strom die Vögel? wird öfters im Volke diskutiert und lauten die Meinungen oft noch sehr verschieden. Einzelne schieben sogar die Verminderung der kleinen Singvögel und den allmählichen Rückgang des Vogelbestandes den immer zahlreicher werdenden Starkstromleitungen zu. Die Möglichkeit einer solchen Vogeltötung ist jedoch höchst unwahrscheinlich. Der Vogel, der sich einen elektrischen Starkstromleiter als Ruheplatz wählt, riskiert absolut nichts, da er vermöge seines kleinen Umfanges weder mit einem andern Leiter, noch mit der Erde gleichzeitig in Berührung kommen kann, also vollständig isoliert ist. Die Möglichkeit einer Tötung wäre nur dann vorhanden, wenn die Vogelschaar erstens unter sich, und zweitens mit zwei ungleiche Pole führenden Leitungen Kontakt hätte, was wohl selten oder nie vorkommen dürfte. Jedenfalls ist obige Befürchtung durchaus ungerechtfertigt.

— Aus einer Ankündigung. Die Vorführungen finden oft statt, auf Wunsch noch öfter.

Die Vorstellung.

(Eine Bildergeschichte in 4 Szenen.)

Gatte: Meine Frau.

Violinvirtuose: Szärr anschenehm!

Gatte: Meine Tochter.

Violinvirtuose: Szärr anschenehm!

Glück.

(Nach der Vorstellung des Studiosus Klammberger.)

Glück ist ein seltner Kleiderjude,
Der nie frech prahlt, der sehr gut zahlt.
Nur schüchtern naht er deiner Bude
Und überid'sches Leuchten strahlt.

Er bietet für die ältste Hose
Dir, nicht gleich andern, Pfennig-
„Ihr", schmunzelt er, „die tadellose,
Nehm' [illegible] mit fünf bereits Mark.

Er zahlt — du staunst — und deine Seele
Fragt sich in diesem Augenblick:
„Ward er im Dusel zum Kamele?" —
„Ach nein, nur du Kamel hast Glück!"

Liebe, Sport und Alkohol.

„Beim Segeln ist es wie in der Liebe."

„Wieso?"

„Wenn die Neigung zu groß ist, kann man leicht reinfallen."

„Da wollen wir doch lieber — nüchtern bleiben."

— Unter Freunden. Herr X.: Am 13. Juni, hat mir ein Professor der Astronomie gesagt, wird die Welt untergehen, und am 14. soll ich meine Eulalia heiraten.

Freund (eingefleischter Junggeselle): Dann kämst du ja noch mal glücklich davon.

Der dicke Bauch.

Die Kinder: „Da kommt der Papa um die Ecke... Die Uhrkett' sieht man schon!